

Klaus Unterburger

Simultaneum und Konfession. Religiöse Prägungen in Weiden in der Oberpfalz am Ende des 19. Jahrhunderts

Elsa Reger, die langjährige protestantische Ehefrau des Komponisten, berichtete über dessen Beerdigung 1916:

„Da mein Mann testamentarisch bestimmt hatte, daß er eingäschert werden wolle und es grauenvoll fand, wie man Bach, Schiller und andere Große exhumiert und ihnen die Schädel gemessen hatte, glaubte ich, der katholische Geistliche, mit dem wir persönlich bekannt waren, würde meinen Mann nicht einsegnen. Er aber sagte mir, wenn ich ihm versichern könne, daß mein Mann sich stets als Katholik gefühlt, so dürfe er ihn einsegnen. Ich konnte ihm heilig versichern, daß Reger in tiefster Seele katholisch war, allerdings in dem Sinne der Urkirche, der ersten Apostel.“¹

Sein alter Weidener Lehrer und wichtige frühe Biograph Adalbert Lindner (1860–1946) schreibt, Reger sei wenige Wochen vor seinem Tod nach Jahren wieder zur Beichte bei einem katholischen Priester gegangen und habe ein *Salve Regina* schreiben wollen „in der echt katholischen Überzeugung, daß Maria die große ‚Helferin der Christen‘, ihm diese Gnade vermittelt habe“.² Lindner verfolgte freilich mit seiner Regerbiographie die doppelte Tendenz, Reger a) entwicklungspsychologisch, aus seinen Anfängen, aus Veranlagung und prägenden Einflüssen gerade in der Jugendzeit, sich entfalten zu lassen. Zudem b) die hohe, ethisch-geistige, ja religiös-idealistische Dimension in Regers Werk und Regers Persönlichkeit als durchgehenden und bestimmenden Grundzug zu betonen. Lindner war ja selbst Katholik und fühlte sich in dieser Hinsicht Regers Schwester Emma (1876–1944) vielleicht enger verbunden als der Witwe des Komponisten. Doch trotz dieser Doppelabsicht kann Lindner die Weidener Anfänge und Regers Beschäftigung mit Choral und Kirchenmusik nicht recht zusammenbringen. Um den protestantischen Choral habe sich Reger während seiner Zeit auf der dortigen Lehrerausbildungsschule seines Wissens sehr wenig gekümmert; die Schönheit des protestanti-

¹ E. Reger, *Mein Leben mit und für Max Reger. Erinnerungen*, Leipzig 1930, S. 155.

² A. Lindner, *Max Reger. Ein Bild seines Jugendlebens und künstlerischen Werdens*, 3. Aufl. Regensburg 1938 (= Deutsche Musikbücherei, Bd. 27), S. 323.



Abbildung 1. Weiden, Oberer Markt mit Pfarrkirche St. Michael. Kolorierte Ansichtskarte um 1900. Stadtmuseum Weiden mit Max-Reger-Sammlung. Abdruck mit freundlicher Genehmigung

schen Chorals sei ihm wohl erst bei Hugo Riemann in Sondershausen aufgegangen.³ Während die Beschäftigung mit Bach und dem protestantischen Choral dann sein Schaffen durchziehe, habe er zur katholischen Kirchenmusik und diese zu ihm ein gebrochenes Verhältnis gehabt, zumal Reger nicht Latein gekonnt habe. 1913 hatte Reger geschrieben: „Haben Sie noch nicht bemerkt, wie durch alle meine Sachen der Choral hindurchklingt: ‚Wenn ich einmal soll scheiden?‘“⁴

Doch auch Lindner beschreibt, wie Reger religiös erzogen wurde, wie er im Religionsunterricht sehr gute Noten hatte,⁵ wie er im katholischen Sonntagsgottesdienst der Weidener Michaelskirche die Orgel spielte und so mit den katholischen Liedern vertraut war,⁶ wie er

³ Ebdt., S. 294f.

⁴ Brief Regers an Arthur Seidl, in *Hase-Koehler*, S. 254.

⁵ Lindner, *Max Reger*, a. a. O. (vgl. Anm. 2), S. 32f.

⁶ Ebdt., S. 52 und 298.

in den Ferien den Regensburger Domorganisten spielen hörte,⁷ wie Reger bei den nach der Sonntagsmesse angesetzten regelmäßigen Übungsstunden bei Lindner die evangelische Kirchenmusik aus der von beiden Konfessionen genutzten Pfarrkirche von ferne hörte.⁸ All dies mag Anlass geben, die konfessionelle und religiöse Prägung Regers in Weiden genauer zu analysieren. Da Selbstzeugnisse und Quellen weitgehend fehlen, wird man den Einfluss der konfessionell-religiösen Prägungen in Weiden auf Reger nicht stringent nachweisen können. Man kann lediglich das Umfeld beschreiben, die Bausteine analysieren, die bereit gelegen haben, und Reger wohl mehr oder weniger, reflektiert oder unbewusst, beeinflusst haben. Eine kausale Erklärung ist also nicht möglich, wohl aber kann ein Hintergrund herausgearbeitet werden, aus dem Reger gleichsam heraus ins Helle tritt.

Im Folgenden soll in drei Schritten vorgegangen werden. Zunächst soll erklärt werden, wie es zum Simultaneum, also zur Bikonfessionalität Weidens und der gemeinsamen Nutzung der Pfarrkirche gekommen ist; in einem zweiten Schritt soll die Frage gestellt werden, was der enge räumliche Kontakt mit dem konfessionellen Konkurrenten und Gegenspieler sozial- und mentalitätsgeschichtlich bedeutet hat, schließlich soll drittens die spezifische Form von konservativ-defensiver Modernisierung betrachtet werden, die im 19. Jahrhundert Protestanten, besonders aber die Katholiken erfasst hat, wo man dieses Phänomen Ultramontanisierung und Ausbildung des katholischen Milieus genannt hat. Simultaneum, Austarierung von konfessioneller Nähe und Ferne, ultramontane Milieubildung: Wir wissen nicht, was diese drei Faktoren genau bei Reger bewirkt haben, wir wissen aber, dass er sich zu ihnen verhalten musste.

I. Das Simultaneum in Weiden: Entstehung und Bedeutung

Im 15. und 16. Jahrhundert ging die Tendenz zur Entstehung der frühmodernen Territorialstaaten, also zum Ausbau der Verwaltung und zur Intensivierung der Herrschaft, zur Nivellierung von Sonderrechten, zur Ausbildung eines Gewaltenmonopols und der Schaffung eines einheitlichen Untertanenverbandes. Die Konfessionen des 16. Jahrhunderts waren wichtige Faktoren in diesem Prozess der Abgrenzung nach außen und der vereinheitlichenden Sozialdisziplinierung nach innen, bei allen Unterschieden, die zwischen Katholiken, Lutheranern und Reformierten bestanden. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, dass die intendierte Eindeutigkeit und Geschlossenheit vielfach auch nicht erreicht wurde, sog. *territoria non clausa* besonders in Gegenden, die herrschaftsmäßig kleinteilig strukturiert waren, bestehen blieben. War Herrschaft bei diesen auf eine Mehrzahl von Träger aufgeteilt, so konnten sich unter diesen nicht selten konfessionelle Konflikte entzünden, die wiederum für das politische Ringen um Einfluss instrumentalisierbar waren.⁹

⁷ Ebdt., S. 55–58.

⁸ Ebdt., S. 54f.

⁹ P. Brachwitz, *Die Autorität des Sichtbaren. Religionsgravamina im Reich des 18. Jahrhunderts*, Berlin u. New York 2011 (= Pluralisierung & Autorität, Bd. 23), vor allem S. 157–235.

Dies war nun die Situation auch für die oberpfälzische Markt- und Handelsstadt Weiden, die zusammen mit der benachbarten, auf einem Basaltkegel gelegenen Burg Parkstein ein Amt bildete, das seit 1427 als Kondominium ungeteilt von zwei Herren gleichzeitig regiert wurde.¹⁰ Im 16. Jahrhundert kam die Herrschaft dem 1505 geschaffenen Pfalz-Neuburger Herzogtum und der Kurpfalz zu, die jeweils Rechtsnachfolger für eine Herrschaftshälfte waren.¹¹ Es ist hier nicht der Ort, die komplexe konfessionelle Geschichte dieser Reichsstände nachzuzeichnen. In Weiden jedenfalls neigte man schon Mitte der 1520er-Jahre zur lutherischen Lehre, auch wenn erst nach 1555 konfessionelle Eindeutigkeit hergestellt wurde. In der Pfarrkirche St. Michael wurde allein der evangelische Gottesdienst gefeiert, nachdem ein Brand bereits vorher vieles von der bisherigen katholischen Kirchengestaltung zerstört hatte.¹² Diese Situation begann sich erst zu ändern, als der Pfalz-Neuburger Herzog Wolfgang Wilhelm (1578/1614–1653) 1613 zum katholischen Glauben übertrat und eine bayerische Prinzessin heiratete, ein Schritt, durch den er für seine Ansprüche auf das Erbe von Jülich, Cleve, Berg und Mark wichtige Verbündete gewann.¹³ Freilich wurden für dessen beide jüngeren Brüder in der Oberpfalz Herrschafts- und Verwaltungseinheiten zu deren Versorgung geschaffen, besonders die Herrschaft Sulzbach mit dem Amt Parkstein und Weiden für seinen Bruder August (1582–1632), ohne dass diese Gebiete von der Pfalz-Neuburger Landeshoheit losgelöst worden wären.¹⁴ Während Wolfgang Wilhelm katholisch war, blieben dessen Brüder evangelisch. Anders als im Neuburger Kernland konnte Wolfgang Wilhelm die Rekatholisierung dieser von seinem Bruder verwalteten Gebiete zunächst nicht durchsetzen; erst mit dem Dreißigjährigen Krieg, als sein Schwager, der Ligaführer Bayernherzog Maximilian (1573/1597–1651), die Oberpfalz besetzte und sich vom Kaiser als Entschädigung für die Waffenhilfe geheim zusichern ließ, begann auch im Sulzbachischen die Exekution der Gegenreformation;¹⁵ in Weiden nahmen 1627 Jesuiten von der Michaelskirche Besitz. 1634 kamen die Schweden; diesen rangen mit Bayern um die Landstadt; in den nächsten knapp dreißig Jahren wurde St. Michael immer wieder zum Mittelpunkt erbitterter konfessioneller Auseinandersetzung.¹⁶

¹⁰ H. Sturm, *Historischer Atlas von Bayern. Altbayern I 47: Neustadt an der Waldnaab-Weiden*, München 1978, S. 37–94; A. Schuster, *Verfassungsgeschichte der Stadt Weiden in der Oberpfalz im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit*, Verhandlungen des Historischen Vereins für die Oberpfalz und Regensburg 92. Jg. (1951), S. 49–160.

¹¹ Schuster, *Verfassungsgeschichte der Stadt Weiden*, a. a. O. (vgl. Anm. 10), S. 76.

¹² H. Hoffmann, *Die Michaelskirche. Weidens Stadtkirche im Sturm der Zeiten*, Weiden 1961 (= Weidener Heimatkundliche Arbeiten, Bd. 5), S. 17–21.

¹³ E.-O. Mader, *Die Konversion des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg. Zur Rolle von politischem und religiös-theologischem Denken für seinen Übertritt zum Katholizismus*, in *Konversion und Konfession in der Frühen Neuzeit*, hrsg. von U. Lotz-Heumann, J.-F. Mißfelder u. M. Pohlig, Güterloh 2007 (= Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Bd. 205), S. 107–146.

¹⁴ W. Volkert, § 17. *Das Fürstentum Pfalz-Neuburg und seine Nebenlinien vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*, in *Handbuch der bayerischen Geschichte. III/3: Geschichte der Oberpfalz und des bayerischen Reichskreises bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*, hrsg. von A. Kraus, 3. Aufl. München 1995, S. 124–141, hier S. 135f.

¹⁵ Ebd., S. 136.

¹⁶ H. Hoffmann, *Die Michaelskirche*, a. a. O. (vgl. Anm. 12), S. 21–23.

Bei den Westfälischen Friedensverhandlungen war die konfessionelle Ausrichtung Sulzbachs ein schwieriger Streitgegenstand. Im Reich hatte man sich, bis auf wenige Ausnahmen, auf die Normaljahresregelung geeinigt, nach der die öffentliche Konfessionsausübung (*exercitium religionis publicum*) eines Territoriums auf den Stand des 1. Januar 1624 festgeschrieben werden sollte. Während Pfalz-Neuburg nun sagte, de iure sei Sulzbach katholisch gewesen, denn der Herzog als eigentlicher Landesherr habe zu dieser Zeit die Rekatholisierung bereits mehrmals angeordnet, entgegnete die Sulzbachische Seite, dass de facto das Territorium zu dieser Zeit eben doch lutherisch gewesen sei. Der Exekutionstag in Nürnberg, der sich mit derartigen Streitfällen in den Jahren 1649/50 befasste, brachte zwar eine Annäherung, aber keinen Vergleich. Die Neuburger drängten immer wieder auf eine gemeinschaftliche, also simultane Nutzung der Gotteshäuser durch beide Konfessionen, was besonders für die Stadt Sulzbach von Christian August (1622–1708) abgelehnt wurde.¹⁷ Schließlich schloss er mit Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg (1615/1653–1690, seit 1685 Pfälzer Kurfürst) aber doch am 22. Februar 1652 in Köln einen Vergleich, der das *simultaneum exercitium* festlegte:¹⁸ Beide Konfessionen, also sowohl die Katholiken wie die Anhänger der *Confessio Augustana*, sollten das Recht auf öffentliche Religionsausübung in allen Kirchen des Herzogtums, auch im Amt Parkstein-Weiden, haben. Alternierend sollten jeder Konfession zwölf Stunden am Tag die Gotteshäuser zustehen. Die Einnahmen aus der Vermögensmasse, die die Bezahlung der Pfarrer und die Abhaltung der Gottesdienste sichern sollte, sollte in zwei gleiche Teile geteilt werden. Dass dies auf den Widerstand gerade der Sulzbacher evangelischen Pastoren, deren Einkünfte so um die Hälfte gekürzt wurden, stieß, ist nachvollziehbar, besonders, als Christian August immer mehr dem Katholizismus zuneigte und am 28. Juni 1653 konvertierte. Das *Simultaneum* wurde nun in Sulzbach, dann in sechzehn weiteren Pfarreien durchgeführt. 1656 verzichtete der Neuburger Pfalzgraf in Folge dessen zugunsten von Christian August auf seine Rechte, Sulzbach wurde reichsunmittelbares, selbständiges Herzogtum.¹⁹

Damit war jedoch die konfessionelle Ausrichtung von Parkstein-Weiden nicht automatisch mitentschieden, denn dort hatte Pfalz-Neuburg bzw. Sulzbach ja nur die halbe Herrschaft, die andere Hälfte die reformierten Kurfürsten in Heidelberg. Zwar hatten diese für 200.000 rheinische Gulden ihre Hälfte an die beiden anderen verkauft, die Geldsumme konnte freilich zunächst nicht aufgebracht werden. In Weiden widersetzten sich die Protestanten ebenfalls der Einführung des *Simultaneum*; man verriegelte 1653 vor den Neuburger Kommissaren die Kirchentüre, die diese schließlich mit der Hacke aufhauen lassen mussten und dabei riefen: „Das ist des Kaisers Schlüssel“.²⁰ Christian

¹⁷ Sturm, *Historischer Atlas von Bayern*, a. a. O. (vgl. Anm. 10), S. 79f.

¹⁸ Dieser ist abgedruckt in J. Tretzel, *Aktenmäßige Geschichte des kölnischen Vergleichs und des darauf eingeführten Simultaneums im Herzogthume Sulzbach. Ein wichtiger Beytrag zur Oberpfälzischen Staats- und Kirchengeschichte*, Leipzig 1797, S. 205–225.

¹⁹ Volkert, § 17. *Das Fürstentum Pfalz-Neuburg und seine Nebenlinien*, a. a. O. (vgl. Anm. 14), S. 137f.

²⁰ W. Brenner-Schäffer, *Geschichte der Stadt Weiden im königlich-bayerischen Regierungsbezirke der Oberpfalz und von Regensburg*, Regensburg 1852, S. 134.

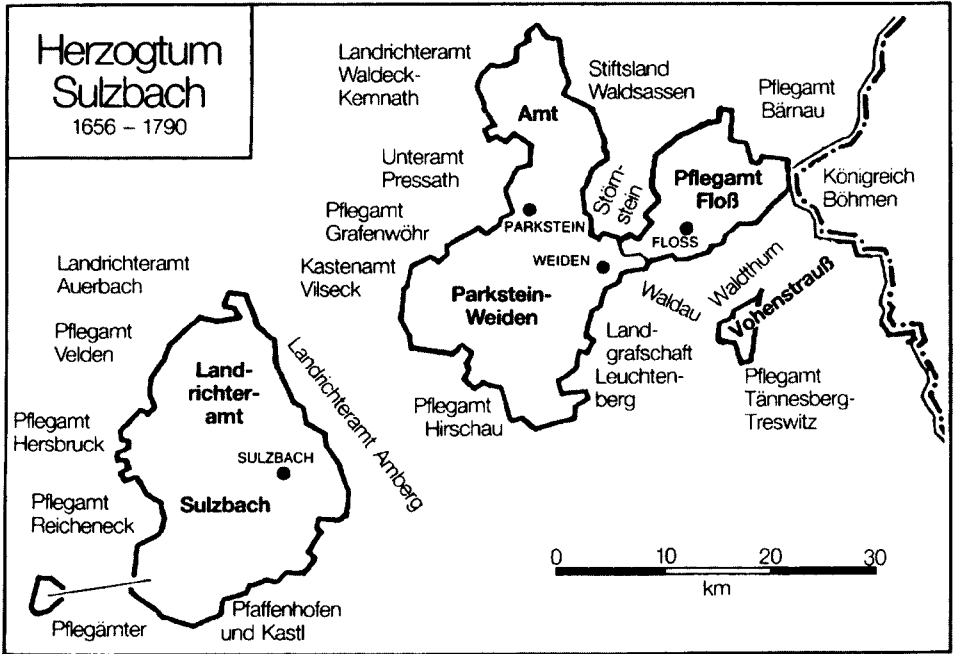


Abbildung 2. Das Herzogtum Sulzbach 1656-1790, aus Volker Wappmann, *Durchbruch zur Toleranz. Die Religionspolitik des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach 1622-1708*, Neustadt an der Aisch 1995 (= Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns, Bd. 69), S. 276. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

August versuchte daraufhin 1656, den Weidener Stadtrat simultan zu ordnen. Da besetzten kurpfälzische Soldaten Weiden, die sich auch durch einen kaiserlichen Befehl nicht zum Abzug bewegen ließen. Erst bayerische Truppen zwangen die Pfälzer zum Abzug; schließlich kam es 1662 zum Heidelberger Vergleich. Gegen eine Ausgleichzahlung wurde Neuburg nun wieder neben Sulzbach Con-dominus des Amtes Parkstein-Weiden, in dem auch das Simultaneum gelten sollte; 1714 wurde Sulzbach Alleinherrscher.²¹

In Weiden St. Michael wurde der schwedische Feldprediger Tobias Clausnitzer (1619-1684) nach seiner Friedenspredigt vom 1. Januar 1649 zum evangelischen Pfarrer ernannt, der Verfasser noch heute gebräuchlicher Kirchenlieder wie *Liebster Jesu, wir sind hier*.²² Später wurde er auch Schulinspektor und Superintendent; er hatte sich mit den Jesuiten zu arrangieren bzw. auseinanderzusetzen, seit 1658 dann mit den Kapuzinern. Wie auch andernorts im Reich, wo Katholiken und Protestanten zusammenleb-

²¹ Sturm, *Historischer Atlas von Bayern*, a. a. O. (vgl. Anm. 10), S. 93f.

²² J. Schlüttig, *Tobias Clausnitzer, der Dichter des Kirchenliedes „Liebster Jesu, wir sind hier“*, Beiträge zur Kirchengeschichte Deutschlands 3. Bd. (1959), S. 62-70; H. Hoffmann, *Tobias Clausnitzer und die Einführung des Simultaneums im Gemeinschaftsamt Parkstein-Weiden*, Zeitschrift für Bayerische Kirchengeschichte 29. Jg. (1960), S. 186-218.

ten, konnte sich der konfessionelle Streit an unterschiedlichen Dimensionen des geteilten sakralen Raumes und der geteilten sakralen Zeit entzünden: Besonders kritisch wurde darauf geachtet, dass die Katholiken ihre Messe nicht überzogen; sonst konnte der lutherische Küster noch während derselben anfangen, den Altar abzuräumen oder die Orgel angestimmt werden. Auch die Einführung des gregorianischen Kalenders war anfangs ein Problem; weiter war die gemeinsame Benutzung des Taufsteins besonders kritisch. Hinzu kam der Streit um Kosten und Ausgaben. Den Marienaltar im rechten Seitenschiff unterhielten die Katholiken etwa allein.²³ Aus anderen Territorien wissen wir, dass das enge Zusammenleben der Konfessionen immer wieder Konfliktstoff bot, dass eine Eskalation von Streitigkeiten aber meist durch eine politische Instrumentalisierung von Seiten interessierter Obrigkeiten forciert wurde. Damit stellt sich aber in einem zweiten Schritt folgende Frage: So sehr die Geistlichen beider Konfessionen auf Abgrenzung drängten, entwickelte sich nicht in der Bevölkerung Indifferenz oder Toleranz den Angehörigen der anderen Konfession gegenüber, mit denen man ja im Alltag in vielfachem Kontakt stand? Förderte das Weidener Simultaneum also ökumenische Kenntnisse und ökumenisches Verständnis, oder war es eher Anlass zu forcierter Auseinandersetzung und noch schärferer Abschirmung?

II. Nähe und Distanz entlang der unsichtbaren Grenze

Aufgeklärte Reisende des 18. Jahrhunderts und liberal geprägte Historiker des 19. Jahrhunderts sahen in den konfessionellen Reibungen und Streitigkeiten ein peinliches Relikt. Der Geschichtsschreiber der Stadt Weiden, Bezirksamtsarzt Dr. Wilhelm Brenner-Schäffer (1814–1881), kritisierte das Simultaneum, das noch in der Gegenwart traurige Folgen zeitigen würde; die Reibereien bei dessen Einführung möchte er als *chronique scandaleuse* lieber übergehen.²⁴

Die Weidener gemischtkonfessionellen Verhältnisse entsprachen der Situation in einer Reihe anderer Städte im Reich; ja zwischen 1648 und 1800 nahm die Zahl der Städte mit gemischtkonfessioneller Bevölkerung, bei der beide Gruppen das Recht auf öffentliche Religionsausübung hatten, zu. Soweit, wie besonders in Schlesien, der Pfalz, im Elsass und am Niederrhein, das konfessionelle Zusammenleben untersucht wurde, ergibt sich ein einigermaßen übereinstimmendes Bild.²⁵ Konfessionelle Identitäten und

²³ Hoffmann, *Die Michaelskirche*, a. a. O. (vgl. Anm. 12), S. 23–31.

²⁴ Brenner-Schäffer, *Geschichte der Stadt Weiden*, a. a. O. (vgl. Anm. 20), S. 136–140.

²⁵ Vgl. etwa P. Zschunke, *Konfession und Alltag in Oppenheim. Beiträge zur Geschichte von Bevölkerung und Gesellschaft einer gemischtkonfessionellen Kleinstadt in der frühen Neuzeit*, Wiesbaden 1984 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 114); F. Volkland, *Konfessionelle Abgrenzung zwischen Gewalt, Stereotypenbildung und Symbolik. Gemischtkonfessionelle Gebiete der Ostschweiz und der Kurpfalz im Vergleich*, in *Religion und Gewalt. Konflikte, Rituale, Deutungen (1500–1800)*, hrsg. von K. von Greyerz u. K. Siebenhüner (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 215), Göttingen 2006, S. 343–365.

Abgrenzungsmuster blieben auch nach 1800 bestehen.²⁶ Besonders die paritätische freie Reichsstadt Augsburg ist zum Paradigma und detailliert analysierten Untersuchungsgegenstand einschlägiger Studien geworden.²⁷ Ähnlich wie in Weiden waren dort wichtige öffentliche Institutionen paritätisch besetzt und das enge Zusammenleben verfassungsmäßig festgeschrieben; Größe und Bedeutung der Städte unterschieden sich natürlich grundsätzlich. Während in Weiden die eine Kirche simultan genutzt wurde, wurden in Augsburg neben den katholischen Kirchen jeweils evangelische Gotteshäuser errichtet. Bei allen Unterschieden können folgende fünf Punkte als strukturelle Gemeinsamkeiten des konfessionellen Zusammenlebens unter den Bedingungen von Parität bzw. Simultaneum herausgearbeitet werden:

1.) Konfessionszugehörigkeit war untrennbar mit einer grundlegenden, lebensbestimmenden Sinndimension verbunden, nämlich der der Familie. Mit der Familie waren geographische Herkunft, Prägungen der Kindheit, Namensgebung, Netzwerke und Institutionen der Sozialisation auf eine sich reproduzierende und tendenziell eher stabile Weise gegeben. Familie und Verwandtschaft hatten in der Vormoderne viel zahlreichere Funktionen für die Entwicklung des Einzelnen wahrzunehmen als heute, waren damit aber auch ein vorgegebener Rahmen, der grundlegend konfessionell bestimmt war.²⁸ Die demographischen Befunde zeigen dabei stets die geringere Fruchtbarkeit der protestantischen Familien, die durchschnittlich über mehr finanzielle Ressourcen verfügen, wohl ein Indiz, dass bei ihnen rationale Familienplanung und Zukunftsorientierung stärker verbreitet waren als bei den eher in der Gegenwart lebenden Katholiken.²⁹

2.) Nach einer Anfangsphase der offenen konfessionellen Reibereien, Streitigkeiten, ja Handgreiflichkeiten traten diese merklich zurück, auch wenn sie späteren Geschichtsschreibern noch immer ins Auge fielen. Vielmehr wurden die Unterschiede interiorisiert, verinnerlicht. Sie mussten nicht äußerlich ausgekämpft werden, sondern wurden durch Erziehung tief eingepägt und reproduzierten sich dadurch immer wieder, ja erlangten dadurch erst ihre Langlebigkeit und Stabilität.³⁰ Tendenziell scheint dabei zu gelten, dass eine lange kontinuierliche Zeit des Miteinanders zu schärfer konturierten Abgrenzungen und Identitätskonstruktionen geführt hat und gerade dadurch weniger handgreif-

²⁶ C. Köhle-Hezinger, *Evangelisch-katholisch. Untersuchungen zu konfessionellem Vorurteil und Konflikt im 19. und 20. Jahrhundert, vornemlich am Beispiel Württembergs*, Tübingen 1976 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität, Bd. 40).

²⁷ É. François, *Die unsichtbare Grenze. Protestanten und Katholiken in Augsburg 1648–1806*, Sigmaringen 1991 (= Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, Bd. 33); B. Roeck, *Eine Stadt in Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte der Reichsstadt Augsburg zwischen Kalenderstreit und Parität (1584–1648)*, Göttingen 1989 (= Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 37); P. Warmbrunn, *Zwei Konfessionen in einer Stadt. Das Zusammenleben von Katholiken und Protestanten in den paritätische Reichsstädten Augsburg, Biberach, Ravensburg und Dinkelsbühl von 1548 bis 1648*, Wiesbaden 1983 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 111).

²⁸ „Die Konfession ist ja nicht nur der sakrale Eckstein der familiären Identitäten; sie ist selbst auch eine große Familie ...“. François, *Die unsichtbare Grenze*, a. a. O. (vgl. Anm. 27), S. 222.

²⁹ Ebdt., S. 50, 66–68; Zschunke, *Konfession und Alltag in Oppenheim*, a. a. O. (vgl. Anm. 25).

³⁰ François, *Die unsichtbare Grenze*, a. a. O. (vgl. Anm. 27), S. 110–142.

liche Konflikte heraufbeschwor als Gebiete mit häufigen Konfessionswechseln und labilen Machtverhältnissen.³¹

3.) Viel wichtiger im Alltagsleben als die Differenzen in den Glaubenslehren war somit die kulturelle, lebensbestimmende Wirkmacht der Konfessionen. Jede der Konfessionen strukturierte für ihre Mitglieder Raum und Zeit auf eine ganz bestimmte Weise. Schule und Friedhof wurden räumlich unterteilt, Katholiken suchten Wohnungen und Landschaft mit sakralen Zeichen wie Weihwasserbecken, Heiligenbildern und Feldkreuzen zu durchdringen. Protestanten distinguierten sich durch eine Nüchternheit, die allein Gott die ihm geschuldete Ehre zukommen lassen sollte. Das Zeitgefühl in der Strukturierung des Kirchenjahres war ebenso unterschieden wie bei den Gebildeteren die Sicht auf die eigene Geschichte und die Bewertung zentraler historischer Ereignisse.³²

4.) Das enge konfessionelle Zusammenleben führte zu einer besonderen Betonung und Pflege der Unterscheidungsmerkmale, was ebenfalls Fremden und Reisenden auffiel. Doch kompensierte diese Pflege der Differenz auf einigen Gebieten die Tatsache, dass in vielen anderen Bereichen des Zusammenlebens, gerade was Wirtschaft und Handel anging, eine unverkrampfte Zusammenarbeit herrschte. Faktisch gerieten die beiden Konfessionen in eine Form wechselseitiger Angewiesenheit; in dem Bemühen um Abgrenzung lag auch ein Streben nach Nachahmung und Überbietung des anderen.³³

5.) Während also das interiorisierte konfessionelle Bewusstsein das alltägliche Zusammenleben gerade ermöglichte und begünstigte, implizierte es aber zwei tabuisierte Bereiche, die Mischehe und die Konversion. Zu den erstaunlichsten Resultaten der demographischen Untersuchung gemischtkonfessioneller Städte gehört es, dass nicht nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Ehen Mischehen waren, sondern dass auch unehehlich gezeugte Kinder zu einem ähnlich geringen Anteil Eltern unterschiedlicher Konfessionen hatten.³⁴ Selbst verbotene Verbindungen waren noch durch die verinnerlichten, konfessionellen Schranken bestimmt. Auch Konversionen waren selten, obwohl die Geistlichen beider Kirche diese so sehr fürchteten. Sie hätten die eingespielte durchlässige und zugleich undurchlässige Grenze zwischen den beiden Konfessionsfamilien gestört und durcheinandergebracht.³⁵

Gerade die Interiorisation des konfessionellen Gegensatzes war die Bedingung für dessen Langlebigkeit und Stabilität, damit aber auch für dessen Flexibilität, unter neuen Bedingungen modifiziert weiterzuwirken. Dies sollte noch die zweite Hälfte des

³¹ Volkland, *Konfessionelle Abgrenzung*, a. a. O. (vgl. Anm. 25).

³² François, *Die unsichtbare Grenze*, a. a. O. (vgl. Anm. 27), S. 223f.

³³ Ebdt., S. 179–190.

³⁴ Ebdt., S. 190–203.

³⁵ Ebdt., S. 204–219, 240f., vgl. auch: „Doch genau wie in Augsburg lassen sich die Entspannung und Intensivierung der Beziehungen zwischen Katholiken und Protestanten nicht von einer Verinnerlichung der konfessionellen Identitäten trennen. Davon zeugt die entschiedene Ablehnung von Mischehen und Konversionen ebenso wie die von Generation zu Generation weitergegebene ‚Mißtrauenskultur‘, die den Christen der anderen Konfession gleichzeitig zum Nachbarn, Partner und ‚Ausländer im eigenen Land‘ macht.“ (Ebdt., S. 240.)

19. Jahrhunderts betreffen, die durch Modernisierung und Beschleunigung der Lebensverhältnisse, aber auch durch eine antimoderne Rekonfessionalisierung bestimmt war; deshalb soll in einem letzten Schritt das konfessionelle Zusammenleben in der Jugend Regers genauer betrachtet werden.

III. Ultramontanisierung des Katholizismus und widerständiger Antiklerikalismus

Das 19. Jahrhundert war geprägt durch die Ausbildung eines liberalen bürgerlichen Milieus, das sich als Erbe der Aufklärung fühlte und für das die konfessionelle Kontroverse der Vergangenheit angehörte. Dieser in den führenden städtischen Schichten vorherrschende Liberalismus, der sich auch aus bildungsbürgerlich protestantischen Traditionen speiste, wurde begleitet von Prozessen, die man mit Modernisierung, Technisierung, Beschleunigung, Verstädterung, Bevölkerungswachstum, aber auch Militarisierung und Ausbildung von bürgerlicher Bildung und Öffentlichkeit umschreiben kann. Beide Konfessionen, besonders aber die katholische, bildeten hiergegen aber Reaktions- und Abwehrmechanismen aus. Es kam zu einer antimodernen Modernisierung der Kirchen, auch zu neuer konfessioneller Abgrenzung, so dass man vom 19. Jahrhundert als einem „zweiten konfessionellen Zeitalter“ gesprochen hat.³⁶ Besonders die Katholiken fühlten sich vielfach durch Liberalismus und Fortschritt angegriffen und in der Defensive. Das Reaktionssyndrom, das man ausbildete, bezeichneten die Zeitgenossen als „Ultramontanismus“.³⁷ Darunter versteht man einen Prozess der Milieubildung, in dem eine Abgrenzung nach außen, gegen weltanschauliche und konfessionelle Gegner, ebenso forciert wurde wie eine innere, hierarchisch bestimmte und besonders am römischen Papst orientierte Geschlossenheit. Katholische Eindeutigkeit sollte dem modernen Pluralismus entgegengesetzt werden. So bildete sich ein konfessionelles Milieu aus, in dem mit durchaus modernen Mitteln, also Presse, Vereinen, Massenveranstaltungen, Parteien und Gewerkschaften, das Leben der Katholiken normiert und gegen andere weltanschauliche Gruppen, die Liberalen und die Protestanten, später dann auch gegen die Sozialisten, abgegrenzt und abgeschirmt werden sollte.³⁸ Dieser Prozess der Ultramontanisierung der katholischen Kirche kann als defensive Modernisierung beschrieben werden. Kirchliche Institutionen versuchten durch moderne Mittel in einer viel bestimmenderen und

³⁶ Vgl. *Konfessionen im Konflikt. Deutschland zwischen 1800 und 1970: ein zweites konfessionelles Zeitalter*, hrsg. von O. Blaschke, Göttingen 2002.

³⁷ V. Conzemius, Art. *Ultramontanismus*, in *Theologische Realenzyklopädie*, hrsg. von G. Müller u. G. Krause, Bd. 34, Berlin u. a. 2002, S. 253–263; K. Unterburger, Art. *Ultramontanismus*, in *Religion in Geschichte und Gegenwart*, 4. Aufl. hrsg. von H. D. Betz, D. S. Browning, B. Janowski und E. Jüngel, Bd. 8, Tübingen 2005, Sp. 705–708.

³⁸ *Katholische Denk- und Lebenswelten. Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte des Schweizer Katholizismus im 20. Jahrhundert*, hrsg. von U. Altermatt u. F. Metzger, Fribourg 2003; *Religion im Kaiserreich. Milieu – Mentalitäten – Krisen*, hrsg. von O. Blaschke u. F. M. Kuhlemann, Gütersloh 1996 (= Religiöse Kulturen der Moderne, Bd. 2).

kontrollierenderen Weise in den Alltag ihrer Gläubigen einzudringen, diesen auf konfessionelle Eindeutigkeit hin zu normieren und umfassend abzuschirmen.³⁹ Katholisches Leben wurde so in einem nie gekannten Maße verkirchlicht, mit einer neuen Fülle von Verhaltensnormen geregelt und belastet. Dies gilt vor allem für Territorien, wo, wie in den preußischen Westprovinzen am Rhein, die Katholiken früh glaubten, sich gegen staatlichen Dirigismus verteidigen zu müssen, mit einiger Verzögerung aber auch in Ostbayern, wo es eine katholische Mehrheit gab, mit Ignatius von Senestrey (1818/1858–1906) aber ein extrem papalistischer und ultramontaner Bischof an der Spitze der Regensburger Diözese stand.⁴⁰

Während der Jugendzeit Regers verdreifachte sich die Bevölkerung Weidens. 1863 war die Stadt an das Eisenbahnnetz angeschlossen worden. Kurz darauf entstanden die ersten Fabriken, 1881 gründeten die Selber Brüder August und Conrad Bauscher die erste große Porzellanfabrik, kurz nach der Jahrhundertwende folgte dann die Porzellanfabrik Christian Seltmanns.⁴¹ Dies wurde nun eben vom Zuzug von Arbeitskräften aus dem ländlichen, eher katholischen Umland begleitet. So wurde die simultan genutzte Pfarrkirche für den katholischen Gottesdienst zu klein. Ende des Jahrhunderts entschloss man sich deshalb zum größten Kirchbau im Bistum Regensburg seit der Reformation; die neuromanische Pfarrkirche St. Josef, die am 11. November 1900 eingeweiht wurde, entstand. Ausstattung und Malerei im Inneren machen den Bau zu einer der wichtigsten Jugendstilkirchen Süddeutschlands.⁴² Was auf der einen Seite eine praktische Notwendigkeit war, entsprach aber auch der neokonfessionellen Ausrichtung des ultramontanen Katholizismus. Im maßgebenden katholisch-theologischen Lexikon der Zeit kann man unter dem Stichwort *Simultaneum* lesen:

„Zur Beurtheilung des Simultaneums seitens der katholischen Kirche gilt der Grundsatz: Ein katholisches Kirchengebäude darf niemals freiwillig von katholischen Kirchenbehörden und Organen nichtkatholischen Christen, seien dieselben Häretiker oder Schismatiker, zum Gebrauch für ihren Gottesdienst eingeräumt werden. Die Mitbenutzung [...] ist, auch wenn dieselben ehemals katholische Kirchen waren, für die Katholiken nur im Nothfalle zur Vermeidung eines größeren Uebels zulässig [...] aber auch dann nur, wenn hierbei die *communicatio in sacris* im eigentlichen Sinne vermieden wird, und die nächste Gefahr der Förderung des Indifferentismus ausgeschlossen wird.“⁴³

³⁹ Arbeitskreis für kirchliche Zeitgeschichte, *Das katholische Milieu als Forschungsaufgabe*, Westfälische Forschungen 43. Jg. (1993), S. 588–654; M. Klöckner, *Das katholische Milieu. Grundüberlegungen – in besonderer Hinsicht auf das Deutsche Kaiserreich von 1871*, Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 44. Jg. (1992), S. 241–262.

⁴⁰ K. Hausberger, *Geschichte des Bistums Regensburg. II: Vom Barock bis zur Gegenwart*, Regensburg 1989, S. 156–192.

⁴¹ P. Vorsatz, *Eine Stadt vor 100 Jahren. Weiden. Bilder und Berichte*, Regensburg 1997, S. 34–46.

⁴² A. Hubel, *St. Josef Weiden*, 3. Aufl. Regensburg 1995 (= Kleine Kunstführer, Heft 56); P. Vorsatz, *Zur Geschichte der evangelischen Stadtpfarrkirche St. Josef, in 100 Jahre St. Josef. 1901–2001*, Weiden 2001, vor allem S. 10–25.

⁴³ J. E. Diendorfer, Art. *Simultaneum*, in *Wetzer und Welte's Kirchenlexikon oder Encyclopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften*, 2. Aufl. hrsg. von J. Hergenröther u. F. Kaulen, Bd. 11, Freiburg i. Br. 1899, S. 330.

Sinnenfälliger Ausdruck des im 19. Jahrhundert bestehenden konfessionellen Antagonismus sind der katholische und der evangelische Eingang der ehemaligen katholischen Marien-Apotheke am Unteren Markt; letzterer sollte es evangelischen Kunden unerkannt ermöglichen, beim Glaubensgegner einkaufen zu können.⁴⁴

Eine Frucht der Verwaltungsmodernisierung in Staat und Kirche sind das umfassende Beschreiben und Erfassen der Bevölkerung; kurz vor Regers Geburt entstehen deshalb detaillierte staatliche ethnographische Beschreibungen aller bayerischen Regionen durch die Landgerichtsärzte in den sog. Physikatsberichten;⁴⁵ zeitgleich versuchte die kirchliche Verwaltung mittels Fragebögen über ihr Netz an Pfarreien die religiöse Lager der Bevölkerung genau zu registrieren, um eine bessere seelsorgerliche Steuerung erreichen zu können. Ende des Jahres 1860 berichtete der Weidener katholische Stadtpfarrer Aloys Weber⁴⁶ – seit der Säkularisation 1803 gab es einen weltgeistlichen Pfarrer anstatt der Patres aus dem Kapuzinerorden – ausführlich an sein Ordinariat über die dortige religiöse Situation. Ultramontane Prägung beweist seine Lektüre der katholischen Augsburgers Postzeitung, des wichtigsten ultramontanen Blattes in Bayern. Er bezeichnet den religiösen Zustand der Weidener Katholiken als gut, die Sonntagsmesse und die Beichte scheinen noch geschlossen besucht worden zu sein. Typisch die ultramontane Perspektive, die auf Kontrolle von Ehe und Sexualität und der Jugenderziehung geht: Die Zahl der unehelichen Kinder wird genau registriert, Konkubinat und Ehescheidung konnten bislang verhindert werden. Zudem ist körperliche Sonntagsarbeit in der Landwirtschaft Stein des Anstoßes für den Pfarrer. Praktizierten somit noch weitgehend alle Pfarrangehörigen den katholischen Glauben, so kritisiert er doch, dass es wegen des Luthertums auch „Indifferenzchristen“ gebe.⁴⁷ Abgrenzung durch Versäulung und Milieubildung, um Katholiken von weltanschaulich konkurrierenden Einflüssen abzuschirmen, und damit eine Verkirchlichung der Bevölkerung waren also auch in Weiden die kirchlichen Strategien. Pfarrer Weber schließt seine Beschrei-

⁴⁴ Vorsatz, *Eine Stadt vor 100 Jahren*, a. a. O. (vgl. Anm. 41), S. 20.

⁴⁵ W. Pözl, *So lebten unsere Urgroßeltern. Die Berichte der Amtsärzte der Landgerichte Göggingen, Schwabmünchen, Zusmarshausen und Wertingen*, Augsburg 1988; W. Pözl, *Exkurs: Die ‚religiöse Haltung des Volkes‘ im Urteil der Landgerichtsärzte (um 1860)*, in *Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte. III: Vom Reichsdeputationshauptschluß bis zum zweiten Vatikanischen Konzil*, hrsg. von W. Brandmüller, St. Ottilien 1991, S. 822–831.

⁴⁶ A. Weber, Beschreibung der katholischen Stadtpfarrei Weiden, kgl. Landgerichts Weiden in der Diözese Regensburg, 1860, Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg, Pfarrakten Weiden St. Josef, Sign. 29, Pfarrbeschreibungen.

⁴⁷ „XIX. Moralischer Zustand: Derselbe ist gut u. die Katholiken sind eifrig, obwohl es wegen des Luthertums und Indifferenzchristen gibt. An allen Sonn- u. Feiertagen und an deren Vorabenden wird Beicht gegessen, und Beichtende gibt es jederzeit, welche an einigen Concurstagen sich sehr häufig einstellen. Die Kirche wird an Sonn- u. Werktagen fleißig besucht. Uneheliche Kinder seit 10 Jahren: 1849-6, 1850-7, 1851-8, 1852-6, 1853-7, 1854-8, 1855-3, 1856-4, 1857-7, 1858-5; 1859-7; also im Ganzen 68, während 262 ehelich geboren wurden. Sehr viele uneheliche Kinder kommen von Müttern, welche in größeren Städten sich aufhalten. Geschiedene kath. Eheleute gibt es nicht, auch keine notorischen Concubinarii. Die Osterbeicht haben alle verrichtet. | Die Sonntage werden im Sommer öfter durch Feldarbeiten entheiligt, was von dem Beispiele der Protestanten herrühren mag. Jahrmärkte sind an Sonntagen jährlich 5. Tänze werden nicht gar häufig abgehalten. | Nachtschwärmerei kommt hie und da vor, und ist bei den gemischten Verhältnissen nicht zu verhüten. Viele katholische Dienstboten sind bei protestantischen Herren, sind aber gewöhnlich in ihrer Religionsübung nicht gehindert.“ (Ebdt.)

Abbildung 3. Weiden, die Marien-Apotheke am Unteren Markt mit katholischer und evangelischer Eingangstür. Stadtmuseum Weiden mit Max-Reger-Sammlung. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.



bung: „Ist nichts Besonderes vorzubringen, aber selbst im glücklichsten Falle ist ein Pfarrer in Simultaneo nicht zu beneiden.“⁴⁸

Nur wenige Monate später verfasste der Weidener Landgerichtsarzt seinen Physikatbericht über Topographie und Ethnographie von Stadt und Umland; diese Berichte beantworteten einen Fragebogen, in dem sich die volkskundlichen Interessen des bayerischen Königs Maximilian II. (1811/1848–1864) spiegeln. Häufig ist die Beschreibung der Bräuche und religiösen Gewohnheiten der Bevölkerung stark durch die aufgeklärte-liberale Brille der ärztlichen Schreiber geprägt, so dass die Berichte zuverlässigere Auskunft über die weltanschaulichen Einstellung der Ärzte als der Bevölkerung zu geben scheinen.⁴⁹ Dennoch ergänzt und bekräftigt der Weidener Bericht durchaus die Beschreibung des Pfarrers.⁵⁰ Er bestätigt eine weitgehend kirchlich-religiöse Einstellung der Bevölkerung, die noch durch Bräuche und traditionelle Vorstellungen geprägt war, die dem aufgeklärten Elitebewusstsein wie Magie erschienen. Dazu aber auch eine Distanz und einen Indifferentismus in der jüngeren Bevölkerungsschicht: „Im Allgemeinen ist das Volk noch sehr religiös; indeß fängt die jüngere Generation an, durch

⁴⁸ Ebdt.

⁴⁹ Pözl, *Exkurs*, a. a. O. (vgl. Anm. 45), S. 823.

⁵⁰ Topographische statistische und ethnographische Beschreibung des koeniglichen Landgerichts-Bezirkes Weiden, Bayerische Staatsbibliothek München, Cgm 6874/192.

schlechte Beispiele und Lectüre verleitet, sehr irreligiös zu werden. Ein Hang zu Mystizismus und Schwärmerey ist hier unbekannt, wohl aber greift der Unglaube und Gottesläugnung sehr um sich, und man staunt von Bürgern in öffentlichen Schanklokalen ihren Unglauben aussprechen zu hören. Dabei fehlt es aber auch nicht vorzüglich unter den gemeinen Volke an noch theilweise herrschenden Aberglauben“.⁵¹

IV. Schluss

An dieser Stelle gilt es zusammenzufassen:

1.) In Regers Kindheit war mit dem Simultaneum noch immer jene Norm, die sich aus der komplizierten Herrschafts- und Religionsgeschichte eines *territorium non clausum* ergab, bestimmend.

2.) Das Zusammenleben zweier Konfessionen funktionierte durch die Interiorisation und Reproduktion einer umfassenden, konfessionell bestimmten kulturellen Grenze, die erst den Alltagskontakt ermöglichte, aber auf streng unterschiedenen familiären Netzwerken und unterschiedlichem Raum- und Zeitbewusstsein beruhte und mit dem Verbot von Mischehe und Konversionen auch normative Tabus generierte.

3.) Der Modernisierung und Pluralisierung der Lebenswelt des 19. Jahrhunderts versuchte insbesondere der Katholizismus durch Abschirmung, intensivierete Normierung, Verkirchlichung und Milieubildung eine streng kirchliche bestimmte Gegenwelt entgegenzusetzen. Dort, wo diese Strategie Erfolg hatte, war das Leben der Katholiken so umfassend durch katholische Institutionen bestimmt wie noch nie. Die Kehrseite waren freilich Katholiken, die unter dem Druck des Milieus litten, antiklerikalen Widerstand entwickelten oder sich dem kirchlichen Zugriff entzogen, was vor allem durch Verstädterung und zunehmende Mobilität und damit durch den Kontakt mit konkurrierenden Normwelten erleichtert wurde.

Um einen direkten und konkreten kausalen Einfluss dieser Faktoren auf das Schaffen Max Regers nachzuweisen, fehlen uns weitgehend die Quellen. Dennoch handelt es sich um Realitäten, mit denen Reger konfrontiert war und zu denen er sich bewusst oder unbewusst verhalten musste. Religiöse Erfahrungswelten beider Konfessionen haben Reger berührt und Stoff geboten, zugleich hat er sich dem normativ-kontrollierenden und beengenden sozialmoralischen Zugriff des ultramontanen Katholizismus entzogen, ohne doch völlig mit dem Glauben seiner Kindheit gebrochen zu haben: Vielleicht spiegelt sich dies in dem häufig von Adalbert Lindner gehörten Satz Regers, „Ich ehre es, wenn jemand wahrhaft fromm ist; aber ich hasse aufs tiefste allen religiösen Schein und jede Art von Frömmelerei“;⁵² dazu in der Frage, ob man noch wisse, was im *Vater unser* alles stecke und seinem Wunsch, „es auf [s]eine Weise noch sagen zu können.“⁵³

⁵¹ Ebdt., fol. 13a.

⁵² Lindner, *Max Reger*, a. a. O. (vgl. Anm. 2), S. 331.

⁵³ Ebdt. Bekanntlich brach Reger die Komposition eines *Vater unser* ab (WoO VI/22), trug sich aber weiterhin mit dem Plan einer großen chorsymphonischen Behandlung des Textes.